

Triumph des Herzens

DAS SALZBURGER
GNADENKIND

PDF - Familie Mariens

17. Jg (VI) 2009

Nr. 98

Zu allen Zeiten geliebt!

So wie zur Zeit der Geburt Jesu die einfachen Hirten von Betlehem, die drei Weisen aus dem Morgenland oder der greise Simeon und die Prophetin Hanna das Jesuskind ehrten und schätzten, so hatten in den ersten christlichen Jahrhunderten auch gebildete Kirchenväter ein sehr persönliches und herzliches Verhältnis zum Göttlichen Kind. Im Laufe der Jahrhunderte gehörten dann unzählige heilige Männer und Frauen zu Seinen großen Verehrern.

Seit dem Frühmittelalter und vor allem in der Barockzeit blühte in vielen Frauenklöstern eine innige Jesuskindverehrung auf. Um auch beim gläubigen Volk die Liebe zum Göttlichen Kind zu wecken, stellten die Ordensfrauen in Klosterkirchen und auf Altären besonders zur Weihnachtszeit ihre sogenannten „Trösterlein“, in Windeln gewickelte „Fatschenkindl“ oder kleine gekrönte Jesusstatuen auf. Davon angefertigte Kopien wurden als kostbarer Familienbesitz von Generation zu Generation weitervererbt.

Aufgrund außerordentlicher Gebetserhörungen und Heilungen wurden die Original-Gnadenkinder in Mittel- und Südeuropa beliebte Ziele von nicht weniger als 50 (!) verschiedenen

Jesuskindwallfahrten, die sich zum Teil bis in unsere Tage erhalten haben. Das weltberühmteste aller „heiligen Kindl“ ist bis heute das „Prager Jesulein“ (vgl. Triumph des Herzens Nr. 86), zu dem jährlich über eine Million Besucher kommen.

Am 26. September 2009 begann auch unser Heiliger Vater seine Tschechienreise als Pilger in der Kirche „Maria vom Sieg“. Still betend kniete er vor dem reichgeschmückten Gnadenaltar, ehe er im Beisein zahlreicher Familien dem „Kleinen König von Prag“ durch das Geschenk einer aus Rom mitgebrachten Krone höchste Ehre erwies. In seiner Ansprache vertraute Papst Benedikt XVI. besonders „die Familien in Schwierigkeiten, die von Krankheit und Leid geprüft werden ... diejenigen, die durch eine Krise gehen, die aufgrund von Streit und Untreue uneinig oder zerrissen sind“, dem Prager Jesuskind an.

In dieser Weihnachtsausgabe möchten auch wir mit Euch, liebe Freunde und Leser, geistig eine Pilgerreise nach Salzburg zum weithin beliebten „Loretokindl“ machen, das die Kapuzinerinnen von der Ewigen Anbetung im Kloster St. Maria Loreto seit Jahrhunderten beherbergen.

Beim „Christkindl-Pater“

Auch wenn der Künstler des Loretokindls unbekannt ist, lässt sich die Geschichte der zierlichen Elfenbeinfigur doch bis zum Jahr 1620 zurückverfolgen. Damals hatte Gräfin Oettingen die nur 11 cm große Statue Mutter Euphrasia Silberrath zum Geschenk gemacht, die gerade dabei war, ein Kapuzinerinnenkloster in Ensisheim im Elsass aufzubauen. Am selben Ort stand damals P. Johannes Chrysostomus Schenk den Kapuzinern als Guardian und Novizenmeister vor. Als dieser heiligmäßige

Ordensmann, der schon von Jugend an eine ganz lebendige und vertraute Beziehung zum Göttlichen Kind hatte, bei Mutter Euphrasia das schöne Figürchen sah, bettelte er so lange, bis sie es ihm schließlich bis zu seinem Tod als Leihgabe überließ.

Mit Freude nahm P. Chrysostomus die Statue zu sich und ging mit dem Jesuskind so liebevoll um, als hätte er es mit einer lebendigen Person zu tun. In seiner Schlichtheit betete und sprach

er stundenlang zu „seinem Kindl“ und ließ Ihm sogar ein veilchenblaues Kleid nähen. Bald wurde der allseits beliebte Kapuziner in seiner Umgebung nur noch der „Christkindl-Pater“ genannt.

Solch aufrichtige Verehrung lohnte das Jesuskind Seinerseits mit großen Gnadengaben, die unglaublich erscheinen würden, wären sie nicht als notariell beglaubigte, authentische Berichte im Archiv der Schweizer Kapuzinerprovinz nachzulesen. Dort heißt es u. a., dass P. Chrysostomus einmal die Statue mit den Worten auf das Gesims seiner Zelle stellte: „Sieh, ich eile jetzt in die Kirche, wohin mich der Gehorsam zum Chorgebet ruft. Daher übergebe ich Dir selbst die Sorge für Dich, bis ich zurückkomme.“

Als er seine Zelle wieder betrat, lag das Kind in vier Stücke zerbrochen auf dem Boden. Auf sein lautes Weinen hin eilten die Mitbrüder herbei, denen er voll Schmerz die kaputte Statue zeigte. Wieder allein, bemühte er sich, die Scherben, so gut es ging, zusammenzufügen, und klagte dabei: „Jesulein, Du hättest besser auf Dich achten sollen. Jetzt habe ich niemanden, der Deine anmutige Gestalt wieder ganz machen könnte. Wenn es Dir gefällt, mach Du nun selbst den Schaden wieder gut!“

Und tatsächlich: Nach dem Mittagessen fand P. Chrysostomus beim Betreten seiner Zelle die kostbare Statue vollständig wiederhergestellt. Auch die herbeigerufenen Patres waren Zeugen

des Wunders: Nicht der kleinste Riss war mehr zu sehen!

Ähnliches ereignete sich während einer seiner Seelsorgereisen, auf die der Kapuziner das Jesuskind stets in einem kleinen Holzkästchen, dem sogenannten „Stammhäuschen“, mitnahm. Die Statue war unterwegs gegen einen Stein gestoßen und gespalten. Weil in Überlingen der herbeigerufene Bildhauer Georg Hain den Schaden nicht ausbessern konnte, nahm der „Christkindl-Pater“ direkt beim Jesuskind Zuflucht. Als der Bildhauer anderntags erstaunt feststellte, dass die Statue wieder vollkommen hergestellt war, machte das einen derartigen Eindruck auf ihn, dass er kurz darauf bei den Kapuzinern eintrat und später als P. Probus dieses Wunder unter Eid bestätigte.

Auf unerklärliche Weise kehrte das Kindlein auch mehrmals in P. Chrysostomus' Zelle zurück, wenn er Es gutmütig geliehen hatte oder Es ihm genommen worden war. Zudem verlieh das Jesuskind ihm eine wunderbare Herzensschau, die ihm unter anderem als Novizenmeister sehr hilfreich war. So wusste er oft schon detailliert um die inneren Prüfungen seiner Novizen, noch ehe sie ihm diese anvertrauten.

Nachdem P. Chrysostomus 1643 bei den Kapuzinern in Delsberg (heute Delémont) im Ruf der Heiligkeit gestorben war, übergab der Provinzial das Figürchen seiner leiblichen Schwester, Sr. Maria von Herbstheim, die im Kloster Diefferndorf in Schwaben lebte.

Ein langer Weg nach Salzburg

Mitten im 30-jährigen Krieg klopfte Mutter Euphrasia im selben Jahr an die Klosterpforte von Diefferndorf, ohne zu wissen, dass sich ihr Gnadenkind hier befand. Sie war gerade auf dem gefährvollen Weg nach Salzburg ins Loretokloster, wohin man sie versetzt hatte. Als Sr. Maria von Herbstheim ihr im Haus begegnete, rief diese voll Kummer: „Oh, wollt Ihr mir mein Kindlein nehmen?“ Auf diese Weise erfuhr die Reisende von P. Chrysostomus' Tod und der

Anwesenheit ihres Kindleins. Natürlich hätte Mutter Euphrasia Es gern mitgenommen, doch als sie die tiefe Liebe Sr. Marias zum Gnadenkind sah, brachte sie dies nicht übers Herz und borgte es ihr bis zu ihrem Tod. So vergingen noch sieben Jahre, ehe das Jesuskind 1650 endlich seiner Besitzerin nach Salzburg folgte.

Sofort geschahen dort auffallende Gnadenerweise, Erhörungen und Krankenheilungen. Bald setzte eine lebhaft Wallfahrt zum Loretokindl,

wie es nun liebevoll genannt wurde, ein. Und bis heute riss der Strom der Pilger und Hilfesuchenden nicht ab.

Bereits seit 72 Jahren halten die Kapuzinerinnen in ihrer Kirche Tag und Nacht Ewige Anbetung. Selbst als das Kloster St. Maria Loreto im Sommer 1941 beschlagnahmt wurde und nur noch vier Schwestern mit der Oberin notdürftig in der Sakristei wohnen durften, konnte in der angrenzenden Kirche am Sakramentsaltar weiter angebetet werden.

Als Salzburg jedoch am 11. November 1944 schwer bombardiert wurde und die Schwestern den wie so oft aufgesuchten Luftschutzkeller wieder verlassen hatten, fanden sie ihre Kirche größtenteils eingestürzt. Einzig das große Kruzifix hing, den riesigen Trümmerhaufen überragend, noch an seinem Platz.

Dort wo der Sakramentsaltar mit dem sich darüber

befindlichen „Kindlaltar“ gestanden hatte, stieß man bei den folgenden Aufräumarbeiten auf eine nicht explodierte 500 kg schwere Bombe und, darunterliegend, den unversehrten Aussetzungsthron des Jesuleins. Wäre diese Bombe explodiert, hätten die Schwestern mit dem Allerheiligsten und dem Loretokindl im Luftschutzkeller ihr Grab gefunden.

Zu Weihnachten konnte jedoch in der behelfsmäßig instandgesetzten Sakristei bereits wieder angebetet und das Loretokindl verehrt werden. 1948 kehrten dann alle Schwestern aus ihrem Exil zurück und halfen unter unsäglichen Mühen beim Wiederaufbau. Am Heiligabend 1949 zelebrierte der Salzburger Erzbischof auf dem neuen Gnadenkindl- und Sakramentsaltar zur Freude aller das erste Hl. Messopfer mit feierlicher Aussetzung des Allerheiligsten.

Gnadenerweise durch das Loretokindl

Seit 1651, also seit fast 360 Jahren, sind unzählige Menschen jeden Alters und Standes geistig oder persönlich aus verschiedenen Ländern zum Jesulein ins Salzburger Kloster St. Maria Loreto gepilgert. Dort zeigt eine Vielzahl von beglaubigten schriftlich niedergelegten Gebetserhörungen, wie auffallend das Loretokindl in unterschiedlichsten Anliegen, Bedrängnissen und Nöten geholfen hat. Allein aus den letzten Jahren liegen Hunderte von Dankesberichten vor!

Die Wende kurz vor Weihnachten

Wie große Not eine Familie aus Teisendorf in Bayern zum Loretokindl Zuflucht nehmen ließ, erzählt Rosa Hunklinger.

Schon in unserer Kindheit hatten wir daheim eine tiefe Beziehung zum Loretokindl, weil unsere Mutter von Ihm geheilt worden war. Das geschah 1942, nachdem die Mutter mit 32 Jahren eine schwere Brustkrebsoperation gehabt hatte. Anschließend bekam sie viele Bestrahlungen, für

die sie regelmäßig mit dem Zug nach Salzburg fahren musste. Es war eine schwierige Zeit: mitten im Krieg, zu Hause vier kleine Kinder zu versorgen und eine Strahlenbehandlung, die rasende Kopfschmerzen verursachte! Als die Mutter wieder einmal vom Krankenhaus

heimkehrte und stöhnte: „Ich halte diese Schmerzen nicht mehr aus! Mir scheint, mir platzt der Kopf!“, war gerade ein Nachbar zu Besuch. Er hatte einen sogenannten „Loretostreifen“ mitgebracht, ein weißes Stoffstückchen, das am Loretognadenkind berührt worden war. Ohne große Erklärung legte er ihr den Loretostreifen auf den Kopf, und nach einer halben Stunde waren die Schmerzen vollständig verschwunden. Sie kehrten seitdem auch nie mehr zurück! Die Heilung durch das Loretokindl war sogar so vollständig, dass die Mutter ihr ganzes Leben lang - sie starb zwei Wochen vor ihrem 90. Geburtstag - gesund gewesen war. Dankbar für ihre Heilung, nahm sie uns dann von klein auf immer wieder nach Salzburg ins Loretokloster mit. Doch als wir Kinder erwachsen wurden und jeder seinen eigenen Weg ging, kamen wir leider von der Verehrung des Loretokindls ganz ab.

Als wäre es erst gestern gewesen, so gut erinnere ich mich noch heute an jenen 18. Dezember 1983. An diesem Sonntagabend ging mein Mann Hans, damals 43 Jahre alt, mit einem Bekannten in den Wald auf Fuchsjagd. Doch ganz überraschend kam er nur eine knappe Stunde später wieder heim und klagte: „Ich hab’ so wahnsinnig Kopfweh. Mir geht’s so schlecht!“ Gleich rief ich den Notarzt, der jedoch nur zu Schmerztabletten riet. Weil sich der Zustand meines Mannes aber ständig verschlechterte und er nach Mitternacht überhaupt keine Reaktion mehr zeigte, holte ich höchst besorgt erneut den Arzt.

Dann ging alles ganz schnell: Ein Notarztwagen lieferte Hans gegen Morgen in Traunstein ins Krankenhaus ein, wo man eine Gehirnblutung feststellte, und noch am selben Vormittag kam er nach Salzburg in die Nervenklinik. Die Schädeldecke musste sofort geöffnet werden. Die behandelnde Ärztin machte mir keine Hoffnungen:

„Es sieht nicht gut aus. Die Blutung geht nach innen“, sagte sie. Die folgenden vier Tage war Hans ohne Bewusstsein, und bei jedem meiner besorgten Anrufe hieß es: „Mit Ihrem Mann steht es schlecht.“

Am Donnerstagmorgen, zwei Tage vor dem Heiligen Abend, teilte mir Professor Dimat

dann telefonisch mit: „Der Fall Ihres Mannes ist leider so aussichtslos, dass es wohl besser wäre, wenn er sterben dürfte. Es sind schon so viele Gehirnzellen abgestorben. Sie können nur mehr beten und auf ein Wunder hoffen, denn wir wissen nicht mehr weiter!“ Verzweifelt rief ich meine Mutter an, die sich noch am selben Vormittag mit meinem Bruder Franz entschloss: „Wir fahren sofort nach Salzburg zum Loretokindl!“ Auch ich nahm an diesem 22. Dezember 1983 zum ersten Mal nach langer Zeit wieder innerlich Zuflucht zum Jesuskind. Am selben Vormittag begleitete ich unseren Herrn Pfarrer in die Klinik, wo Hans die Krankensalbung empfing. Und noch am selben Abend bekam ich durch Professor Dimat die überraschende Nachricht: „Völlig unerwartet ist eine Besserung eingetreten! Ihr Mann ist ansprechbar, und der Kreislauf wird stabil!“ Mir aber ging es durch den Kopf: die Loretowallfahrt, die Krankensalbung und nun die plötzliche Besserung, und alles an ein und demselben Tag - das kann kein Zufall sein!

Am Samstag, dem 24. Dezember, durfte ich dann Hans erstmals auf der Intensivstation besuchen. „Heut’ ist Heiliger Abend“, sagte ich bei der Begrüßung zu ihm. Und dieser Satz ist das Einzige, woran sich Hans vom Krankenhausaufenthalt bis heute erinnern kann. Nur dieser eine Moment an Heiligabend ist ihm im Gedächtnis geblieben - nichts vorher und nichts nachher.

Bevor ich am folgenden Tag, dem Christtag, wieder ins Krankenhaus fuhr, war es mir ein Bedürfnis, das Loretokindl aufzusuchen. Dort versprach mir die Pfortenschwester, für meinen Mann zu beten, und gab ihm aus der Ferne mit dem Gnadenkindl den Segen. Von diesem Tag an ging es so sehr bergauf, dass er zu Silvester gar nicht mehr operiert werden musste, wie es eigentlich vorgesehen war. Die Ärzte hatten bei der letzten Voruntersuchung erstaunt festgestellt: „Wir finden nichts mehr, was zu operieren wäre!“

Hans wurde daraufhin von der Spezialklinik ins Traunsteiner Krankenhaus verlegt, wo man drei weitere Computertomographien vornahm, weil den Ärzten der Salzburger Befund so ungewöhnlich erschien. Doch letztlich hieß es

auch hier: „Es gibt nichts mehr zu operieren. Es ist nichts mehr da.“ Nach insgesamt vierwöchigem Krankenhausaufenthalt durfte Hans nach Hause, und zu Ostern konnte er

schon wieder ganz normal zur Arbeit gehen. Seither ist das Loretokindl bei uns hoch in Ehren, und in unserem Glauben hat sich vieles geändert!

Tag für Tag ein „Loretostreifen“

Bereits nach seiner Priesterweihe im Jahr 2007 erzählte P. Francisco M. Abfalter in unserem Triumph des Herzens Nr. 88 von seinem Berufungsweg und dem außergewöhnlichen Schutz, den er bei einem schweren Unfall in seiner Kindheit erfahren hatte. Was er jedoch nicht erwähnte, war, dass er seine Heilung eigentlich dem Loretokindl verdankt.

Josef Abfalter, der Vater von P. Francisco, beschreibt, wie es dazu kam, dass seine Familie eine tiefe Beziehung zu diesem Gnadenkind fand: „Hans Hunklinger gehörte zu meinen besten Freunden im Schützenverein. Als er 1983 aufgrund einer Gehirnblutung in einen lebensbedrohlichen Gesundheitszustand kam, beteten wir Schützen alle für seine Heilung. Von seiner Frau erfuhren wir dann, dass er durch die Hilfe des Loretokindls auf wunderbare Weise wieder gesund geworden war. So begann auch ich mich für dieses Heiligtum in Salzburg zu interessieren, und unsere Familie lernte diesen Wallfahrtsort kennen und lieben. Gerne gingen wir dort zur Sonntagsmesse, die Prälat Ferdinand Holböck, ein Autor weitverbreiteter und gern gelesener Heiligenbücher, zelebrierte. Es waren für mich und meine Frau unvergessliche Gnadenstunden, nicht zuletzt auch wegen der bereichernden und packenden Predigten.“

Auch P. Francisco, damals der kleine Hubert, erinnert sich noch lebendig an diese Wallfahrten: „Nach der Hl. Messe gingen wir immer zur Klosterpforte und klingelten, um den besonderen Segen zu erbitten. Eine Schwester kam zum Klausurgitter, öffnete ein kleines Fenster und segnete jeden Einzelnen von uns mit der Originalstatue des Loretojesuleins, wobei sie lange Gebete flüsterte. Dann bekam jeder von uns als Geschenk ein Gebetsbildchen

und einen sogenannten ‚Loretostreifen‘, ein Stück Stoff, das an der Statue des Loretokindls berührt worden war. Für meine Schwester und mich waren das immer ganz beeindruckende Momente.“ So wurde dieses Heiligtum eine geistige Heimat für die ganze Familie.

Am 27. April 1992, es war der Montag nach dem Barmherzigkeitssonntag, brach ganz unerwartet großes Leid in das Leben der jungen, glücklichen Familie ein. Hubert, gerade 13 Jahre alt, war leidenschaftlicher Fußballspieler. An diesem Tag hatte seine Mannschaft das Spiel gewonnen, und völlig außer sich vor Freude über den Sieg, waren die Jungen kaum zu bändigen.

Als sie auf dem Nachhauseweg einen nicht beschränkten Bahnübergang überquerten, geschah das Unglück: In ihrem Jubel waren die Kinder so laut, dass die Fahrerin des Autos den herankommenden Zug nicht bemerkte. Er raste mit hoher Geschwindigkeit in das Auto hinein. „Wir waren zu viert auf der Rückbank gesessen“, erzählt P. Francisco. „Sebastian, mein bester Freund, wurde durch den Aufprall so schwer verletzt, dass er acht Tage nach dem Unfall im Krankenhaus starb. Ich hatte einen Schädelbasisbruch, und Bernhard, der leibliche Bruder von Sebastian, ist seit diesem Unfall körperlich schwer behindert. Robert verlor beim Aufprall seine Zähne.“

Das tragische Ende eines Fußballspiels! Hubert wurde sofort in die Nervenklinik nach Salzburg gebracht. Es war nicht sicher, ob er überleben würde. Die erste Nacht verbrachte er auf dem Operationstisch, da man, wäre der Gehirndruck gestiegen, die Schädeldecke sofort hätte öffnen müssen. Gott sei Dank blieb er davor bewahrt. Hildegard, die Mutter P. Franciscos, berichtet: „Da Hubert durch Medikamente in Tiefschlaf gelegt worden war, konnten wir ihn täglich besuchen. Danach fuhren wir jedes Mal zum Loretokindl und beteten dort stundenlang für unser Kind. Die Schwestern gaben uns die bekannten Loretostreifen mit, und ich legte Hubert so ein Tüchlein unter das Kopfkissen. Doch wenn ich tags darauf wiederkam, war es nicht mehr da, die Krankenschwestern hatten es weggenommen. Aber ich gab nicht nach und ließ jeden Tag ein neues Loretostreifchen unter dem kranken Kopf meines Sohnes zurück, denn ich

wusste: Hier kann nur mehr der Himmel helfen.“ Acht Tage verbrachte Hubert auf der Intensivstation, bevor er ins Landeskrankenhaus überführt werden konnte. Dort musste er wie ein Kleinkind alles neu erlernen: gehen, sprechen, ja überhaupt alle motorischen Bewegungen. Doch für alle Beteiligten, sowohl für die Familie als auch für die Ärzte, war es ein Wunder, dass von diesem Unfall außer einer kleinen Kopfnarbe nichts zurückgeblieben ist.

P. Francisco ist fest überzeugt: „Das Vertrauen meiner Eltern zum Loretokindl hat mir die volle Gesundheit wieder zurückgeschenkt. Ich kann Gott nur für alles danken, was Er durch dieses Gnadenkind gewirkt hat.“

Seit Oktober 2008 wirkt P. Francisco als Missionar in Uruguay. Er ist Pfarrer des Heiligtums der hl. Theresia vom Kinde Jesu in Chamizo, das am 3. Oktober dieses Jahres eingeweiht wurde.

Vielfältiger Dank bis zum heutigen Tag

Am 7. Oktober 2009, dem Rosenkranzfest, fuhren drei unserer Schwestern zum Salzburger Loretokindl. Dort im eucharistisch-marianischen Heiligtum, in dem 15 Anbetungsschwestern leben, nahm sich Sr. M. Josefa an der Pforte viel Zeit, um uns vom Gnadenwirken des Jesuskindes zu erzählen.

Erst gestern, am 6. Oktober, kam eine Frau aus Maria Schmolln im Innviertel/A, die schon Ende Juli hier für ihren Großneffen Simon aus Braunau/A gebetet hatte. Diesmal sagte sie strahlend: „Danke dem Loretokindl! Simon hatte mit seinen fünf Jahren bisher nur mit den Eltern geredet. Doch zehn Tage nachdem ich den Jesuskindsegen für ihn erhalten hatte, fing er zu sprechen an - mit allen!“

Kurz vor Pfortenschluss um 16.30 Uhr trat eine Frau namens Angela-Michaela Sperl ein, die Folgendes berichtete: „Vor Jahren erlebte ich als Junglehrerin in Bad Ischl Wunderbares mit einem Schüler. Er war von einem Apfelbaum gefallen und hatte sich so schwer verletzt, dass

man ihm den rechten Arm amputieren wollte. In ihrer Not brachten ihn seine Eltern hierher zum Jesulein. Gegen alle Erwartung war der Arm in kurzer Zeit wieder heil!“

Nach St. Maria Loreto finden Menschen aller Altersstufen ihren Weg, selbst Andersgläubige oder weniger Gläubige. Aus dem In- und Ausland bringen Pilger ihre Anliegen zum Jesuskind, bitten um Seinen Segen oder kehren zum Danken zurück. Zudem erreicht uns auch viel Bitt- und Dankespost, die ab und zu sogar direkt „An das liebe Loretokindl“ adressiert ist. In Dankesbriefen, die Schränke füllen, könnte man stundenlang über verschiedene Gnadenerweise des Loretokindls lesen. Brigitte Rössig aus

Buchenberg/D z. B. schrieb im Mai 2007 als Trost für Menschen mit ähnlichen Problemen: „Über 30 Jahre belasteten die Alkoholprobleme meines Mannes unsere Ehe. Irgendwann hörte ich vom Loretokindlein. Seitdem vertraute ich Diesem jahrelang meinen Mann an. Erst letzten Herbst bekam er die Einsicht und Kraft, völlig auf den Alkohol zu verzichten. Ich bin überzeugt, das verdanken wir dem Loretokindlein. Man muss zwar manchmal lange auf Erhörung warten, vertrauen und darf die Geduld nicht verlieren, aber Hilfe bekommt man ganz sicher!“

Eine Ordensfrau aus Zweibrücken in der Pfalz/D erhielt 1981 nach einem Gehörsturz und vier Rückfällen von einer Mitschwester im Krankenhaus ein Bild des Loretokindls, zu dem sie nun täglich betete. Auch legte sie einen gesegneten Loretostreifen unter ihr Kopfkissen oder band ihn sich ans Ohr. Nach wenigen Tagen ging sie gesund heim und schrieb: „Mit diesem Zeugnis möchte ich anderen Mut machen, dass vertrauensvolles Gebet von Gott erhört wird.“

Eine Frau aus Strass im Attergau/A berichtete: „Ich bin eine große Verehrerin des Gnadenkindes in St. Maria Loreto. Besonders intensiv aber betete ich in jener Nacht zu Ihm, in der mein Sohn einen Autounfall mit schwersten Kopfverletzungen hatte. Die Ärzte gaben ihm nur noch einen Tag zu leben. Es war wie ein Wunder, dass er aus dem Koma erwachte, und ich weiß: Das verdanken wir dem Gnadenkind!“

Hilfe erfuhr auch eine Allgäuerin aus Buchenberg/ D. Drei Jahre lang litt sie an schweren Schlafstörungen, bis sie trotz wahllos eingenom-

mener Beruhigungsmittel kaum mehr Schlaf fand. „Damals setzte ich abrupt alle Medikamente ab und legte - obwohl ich schlimme Entzugserscheinungen hatte - zusammen mit meiner Mutter alles Vertrauen einzig ins Gebet zum Loretokindl, Dem ich von Herzen danke. Denn langsam ging es mir immer besser.“

Von ihrem siebenjährigen Neffen, der mit Blinddarmdurchbruch in die Klinik kam, schrieb eine Familie aus Ottweiler/D: „Der Arzt hatte keine Hoffnung mehr, und der Junge kam ins Sterbezimmer. Wir daheim flehten alle innig zum Loreto-Jesulein. Er überlebte die Nacht, und 14 Tage später bei der Visite sagte der Arzt zu den zehn Medizinstudenten, die anwesend waren: „Dass dieser Junge noch lebt, ist ein Wunder!““

Ebenfallsvoneinem „Wunder“ sprachen Ärzte 1980 bei einem Patienten aus Forchtenstein/A, dessen Wunde nach einer schweren Nierenoperation trotz aller medizinischen Bemühungen nicht heilte. „Da brachte meine Schwester einen am Jesuskind berührten Loretostreifen. Ich legte ihn auf, und über Nacht fing die Wunde zu heilen an!“

Aus Röthis in Vorarlberg/A wiederum schrieb eine Mutter, dass ihr Baby täglich mehrmals unter heftigen Erstickungsanfällen litt. Genau von dem Tag an, als sie versprach, ein Jahr lang zum Loretokindl zu beten, hatte es nie wieder einen Anfall. Im Juni 1983 dankte aus Tirschenreuth in der Oberpfalz/D auch eine andere glückliche Mutter dem Jesulein: „Vor einem Jahr bat ich im Kloster, mit mir um ein gesundes Kind zu beten, das jetzt genau neun Monate später zur Welt kam.“

Auf unsere Bitte hin erzählte die junge Pfortenschwester auch ein wenig darüber, wie das Loretokindl Sich so manche Berufung selbst „fischte“.

Zum Beispiel Sr. M. Immaculata (†2004), die sieben Jahre lang Oberin in unserem Kloster war. Als Kind pilgerte sie mit ihren Eltern und neun Geschwistern jedes Jahr von Abtenau/A zum Loretokindl. Als sich Notburga Promok, so hieß sie mit bürgerlichem Namen, dabei wieder einmal von der damaligen Oberin das Gnadenkind segnend „aufsetzen“ ließ, verfiel

Es Sich fest im Haarkranz des Mädchens. Da scherzte Mutter M. Magdalena: „Es scheint, das Jesulein will Dich an Sich ziehen. Vielleicht gehst Du einmal ins Kloster!“ Erschrocken erwiderte Notburga: „Daran habe ich nie gedacht!“ erzählte aber später oft, wie sie nach diesem Segen keine Ruhe mehr fand. Auf der Heimfahrt im Zug konnte sie nur noch denken:

„Ja, ins Kloster sollst Du gehen!“ Acht Tage später stand sie dann mit einem kleinen Koffer vor unserer Klosterpforte und sagte: „Jetzt bin ich da!“

1994, als ich selbst dann mit 30 Jahren meinen Hebammenberuf aufgab und hier in Salzburg eintrat, war es diese Notburga, die mich als Mutter M. Immaculata willkommen hieß. Sie erlaubte auch, dass Petra, die jüngste von uns sieben Geschwistern aus dem Schwarzwald, für 14 Tage hier im Kloster mitleben durfte: „Das Dirndl kann auch gleich bleiben!“, meinte die Oberin schmunzelnd, worauf ich erwiderte: „Sie bleibt bestimmt nicht!“ Und doch! Petra, die als Altenpflegerin nie an ein Ordensleben gedacht hatte, erkannte in diesen stillen Tagen tief ihre Berufung.

Es folgte, was nur Gott wirken konnte: Ein Jahr nach mir trat sie im September 1995 bei uns ein und bekam den Ordensnamen Sr. M. Philomena. Gleichzeitig ging unser Bruder Ferdinand, der bei meiner Einkleidung deutlich den Ruf zum Priestertum verspürt hatte, ins Seminar, um nach seiner Weihe dankbar die Primizmesse beim Loretokindl zu feiern. Als Dritte im Bunde folgte 1996 eine mit uns befreundete

Krankenschwester, Rosa, als zukünftige Sr. M. Veronika dem Ruf nach St. Maria Loreto. Meine Einkleidung hatte sie tief beeindruckt. Wieder daheim, verstand sie: „Mein Platz ist beim Loretokindl.“

Während des Gespräches mit Sr. M. Josefa kam die Salzburgerin Marianne Polder, um am Klausurgitter das Jesuskind zu verehren und sich den Segen geben zu lassen. Bescheiden erklärte sie: „Wissen Sie, ich will dem Loretokindl heute nur danken. Ist es doch genau ein Jahr her, seit man mir im Oktober 2008 im Krankenhaus sagte: ‚Ihr Tumor im Magen muss sofort entfernt werden.‘ Da erwiderte ich: ‚Gut, aber heute bleibe ich noch nicht da. Zuvor gehe ich noch ins Loretokloster zur Hl. Beichte und zur Hl. Kommunion und lasse mich unbedingt mit dem Jesulein segnen!‘ Und so geschah es!

Als mir kurz darauf ein faustgroßer Tumor und der ganze Magen entfernt wurden, verlief trotz meiner 81 Jahre alles bestens. Auch die anschließende Chemotherapie, die immer Stunden dauerte, habe ich sehr gut vertragen. Ja, ich musste einfach heute hierherkommen, um dankbar für alle Hilfe Zeugnis zu geben!“

Komm, Herr! Ja, komm bald!

Ein alter Mann aus Sibirien, der die Begebenheit aus nächster Nähe miterlebt hat, erzählt, wie Christus selbst an einem Weihnachtsfest zu Gast kam.

Diese Geschichte wurde von dem bedeutenden russischen Schriftsteller Nicolai Leskow (†1859) niedergeschrieben.

Unsere Gegend ist eine Verbanntensiedlung. Mein Vater kam zu der Zeit hierher, als in Russland noch die Leibeigenschaft herrschte. In unserer Familie lebten wir nach dem üblichen schlichten russischen Glauben. Mein Vater war belesen und vermittelte mir eine große Liebe zum Wissen, weshalb mir Timofej Ossipowitsch als mein vornehmster Freund galt. Timofej kam als junger Mann in unsere Siedlung.

Ich war damals achtzehn Jahre alt, er vielleicht zwanzig. Timoschas Lebensführung war die allerbeste. Warum er vom Gericht zur Verbannung verurteilt worden war, wusste niemand so genau. Es hieß, ein Onkel, der zugleich sein Vormund war, habe fast das ganze Gut des Waisenknaben durchgebracht bzw. sich angeeignet. Timofej aber habe damals, temperamentvoll und seiner Jugend entsprechend, die Beherrschung verloren,

es sei zwischen ihm und dem Onkel zum Streit gekommen, und er habe den Onkel mit dem Messer angegriffen. Dank Gottes Barmherzigkeit habe er jedoch nur die Hand des Onkels durchstoßen. Seines jugendlichen Alters wegen sei ihm keine schwere Strafe auferlegt worden: Als einer vom gehobenen Stand der Kaufleute wurde er in die Verbannung geschickt.

Obwohl Timoscha um neun Zehntel seines Vermögens gebracht worden war, war ihm noch genug geblieben, um sich bei uns ein Haus zu bauen. Das Unrecht jedoch, das er erlitten hatte, „kochte“ in seiner Seele, und lange hielt er sich von jedermann fern. Er saß zu Hause und las Bücher. Ich besuchte ihn des Öfteren, und so begann eine Freundschaft zwischen uns. Anfangs ließen mich meine Eltern ungern gehen: „Man weiß nicht, wer er ist und warum er sich von allen zurückzieht. Möge er Dir nur nichts Schlechtes beibringen.“ Ich aber konnte sie beruhigen, dass ich nichts Schlechtes von ihm vernahm, sondern im Gegenteil mit ihm über den Glauben sprach und Bücher las, die uns lehren, wie man nach dem heiligen Willen Gottes lebt. Bald ging nun auch mein Vater zu ihm und lud ihn zu uns nach Hause ein. Meine Eltern sahen, dass er ein guter Mensch war, und gewannen ihn lieb. Es tat uns nur leid, ihn oft düster, niedergedrückt und mutlos zu sehen, wenn er an das Unrecht dachte, das ihm angetan worden war. Erwähnte man seinen Onkel, wurde er ganz bleich, und anstatt seiner üblichen Freundlichkeit blitzte sogar Zorn in seinen Augen auf.

Der Herr aber half seiner Schwermut bald ab: Meine Schwester gefiel ihm, er heiratete sie, hörte auf, sich zu grämen, begann wieder zu leben, aufzublühen und erwies sich nach zehn Jahren als ein höchst kapitalkräftiger Mann. Er baute seiner Familie ein schönes Haus, richtete es geschmackvoll ein und genoss die Achtung aller. Seine Frau und seine Kinder waren gesund, und man möchte meinen, alles vergangene Leid war vorbei und vergessen. Er aber dachte noch immer an das Unrecht, das ihm widerfahren war.

Einmal, als wir zusammen in einem Wägelchen fuhren und in aller Freundschaft plauderten, fragte ich ihn: „Bruder Timoscha, bist Du jetzt

mit allem zufrieden?“ - „Wie meinst Du das?“, fragte er. - „Hast Du jetzt alles wieder, was Du in deiner Heimat verloren hast?“ Timofej wurde bleich, sagte aber kein Wort, sondern lenkte nur schweigsam das Pferd. Da bat ich um Entschuldigung: „Vergib! Ich dachte, jenes Böse sei schon lange vorbei.“ - „Es kommt nicht darauf an“, antwortete er, „dass es lange vorbei ist ... Es ist vorbei, dennoch denkt man daran.“

Es tat mir so leid, weil es immer noch so finster in Timofejs Herzen war. Er kannte zwar die Heilige Schrift und verstand es, gut vom Glauben zu reden, doch wenn er die Erinnerung an dieses Unrecht ständig im Gedächtnis bewahrte, zeigte das doch, dass das Wort Gottes ihm nichts nützte. Ich wurde nachdenklich, zumal ich ihn in allem für klüger als mich selber hielt. Er fragte: „Woran denkst Du gerade?“ - „An Nichts Besonderes“, antwortete ich. - „Du denkst über mich nach.“ - „Ja, ich denke auch über Dich nach.“ - „Was denkst Du von mir?“ - „Bitte sei nicht böse. Ich dachte: „Du kennst die Schrift, doch Dein Herz ist voll Zorn und unterwirft sich Gott nicht. Hast Du denn unter solchen Umständen irgendeinen Nutzen von der Schrift?““

Timofej wurde nicht böse, aber sein Antlitz verfinsterte sich, und er warf mir vor: „Du kennst die Heilige Schrift zu wenig, um Dich auf sie zu berufen. Und Du hast auch keine Ahnung von dem Unrecht, das es in der Welt gibt.“ - „Da hast Du recht“, gestand ich. Dann erzählte er mir, er sei nicht wegen des Geldes so zornig gegen seinen Onkel geworden, sondern aus einem anderen Grund: „In alle Ewigkeit wollte ich darüber schweigen, jetzt aber will ich mich bei Dir als meinem Freund aussprechen.“

So erzählte er mir, dass sein Onkel schon seinen Vater tödlich gekränkt, seine Mutter durch den Kummer, den er ihr bereitet, ins Grab gebracht und ihn selbst verleumdet hatte. Das Schlimmste aber war, dass dieser Onkel, obwohl schon ein alter Mann, mit Schmeicheleien und Drohungen das junge Mädchen zur Frau genommen hatte, das er, Timoscha, von Kindheit an liebte und heiraten wollte. „Kann man denn das alles vergessen? Das vergebe ich ihm, solange ich lebe, nicht!“ - „Gewiss“, erwiderte ich, „das Unrecht, das man

Dir angetan hat, ist groß. Dass die Heilige Schrift Dir aber zu nichts nütze ist, ist ebenfalls wahr.“ Er aber begann mir darzulegen, wie doch nach dem Alten Testament die heiligen Männer selbst die Gesetzesbrecher nicht geschont, ja sie mit eigenen Händen getötet hätten. Wollte doch der Arme auf diese Weise seine Gesinnung vor mir rechtfertigen. Ich antwortete ihm in meiner Schlichtheit einfältig: „Timoscha, Du bist ein kluger Kopf, bist belesen und weißt alles. In Sachen der Schrift kann ich Dir nicht widersprechen. Ich bin ein sündiger Mensch und beschränkten Verstandes, deshalb verstehe ich lange nicht alles. Doch möchte ich Dir sagen, dass im Alten Testament alles so altertümlich ist und für unseren Verstand irgendwie zweideutig. Im Neuen Testament aber steht es deutlicher. Dort leuchten über allem die Worte ‚liebe und vergib‘, und das ist köstlicher als alles andere, ist wie ein goldener Schlüssel, der jede Tür öffnet. Sollte man etwa nur irgendeine geringe Verfehlung vergeben und nicht gerade die ärgste Schuld?“ Er schwieg. Da dachte ich: „Herr, wenn es Dir doch gefiele, durch mich ein Wort zur Seele meines Bruders zu sagen!“

Und ich erinnerte ihn, dass auch Christus nirgendwo ein Zuhause hatte, dass sie Ihn verspotteten, schlugen und bespionierten. Er aber vergab allen. „Folge lieber diesem Beispiel“, empfahl ich, „und nicht dem Brauch von Rache und Vergeltung.“ Er aber rechtfertigte sich, indem er mir von jemandem berichtete, der geschrieben habe, dass gewisse Dinge zu vergeben dasselbe wäre, wie wenn man das Übel vermehre. Dem konnte ich nicht widersprechen. So sagte ich nur, ich sei besorgt, dass die vielen Bücher ihn letztlich um seinen Verstand brächten. Und ich sprach aus, wozu mein Herz mich drängte: „Solange Du an das Böse, das Dir widerfahren ist, denkst, ist das Böse lebendig. Lass es sterben, dann wird Deine Seele beginnen, in Frieden zu leben.“ Doch Timofej drückte mir nur fest die Hand: „Ich kann nicht. Hör auf, Du machst mir nur das Herz schwer.“ Und so schwieg ich. Es verstrichen weitere sechs Jahre. Ich beobachtete ihn und sah, dass er immer noch litt. Würde er irgendwo seinen Onkel treffen,

vergäbe er die ganze Heilige Schrift und verfiere dem Racheufel. In meinem Herzen aber blieb ich zuversichtlich, denn ich war sicher, der Herr werde meinen Freund aus der Sünde des Zornes erretten.

Timofej lebte schon das sechzehnte Jahr bei uns als ein Verbannter, und schon fünfzehn Jahre war er mit meiner Schwester verheiratet. Er hatte drei Kinder, liebte seine Blumen, vor allem die Rosen am Bretterzaun, und soviel ich weiß, betete er dort auch häufig.

Einmal hatte er das Evangelium mitgenommen. Er sah nach den Rosenstöcken, dann setzte er sich, schlug das Buch auf und begann zu lesen, wie Christus beim Pharisäer zu Gast war, der Ihm aber nicht einmal Wasser gab, um die Füße zu waschen. Diese Kränkung, die dem Herrn damit angetan wurde, war für Timofej so unerträglich, dass er zu weinen begann. In diesem Augenblick ereignete sich das Wunder, von dem er mir später berichtete: „Ich schaute um mich und dachte: ‚Was habe ich doch für einen Besitz und Überfluss! Mein Herr dagegen lebte in solcher Armut und Niedrigkeit!‘ Meine Augen füllten sich mit Tränen, und ich konnte trotz allen Bemühens ihrer nicht Herr werden. In diesem Zustand, gleichsam unbewusst wie in einer Ohnmacht, rief ich aus: ‚Herr, kämest Du zu mir, ich gäbe mich selbst Dir hin.‘ Irgendwoher hörte ich im Windhauch die Antwort: ‚Ich werde kommen.‘“

Timofej kam zitternd zu mir gerannt und fragte mich: „Was denkst Du? Kann der Herr wirklich zu mir zu Gast kommen?“ - Ich antwortete: „Bruder, das weiß ich auch nicht. Was sagt die Heilige Schrift dazu?“ - „Christus ist immer derselbe: gestern, heute und in Ewigkeit. Ich wage nicht, es nicht zu glauben.“ - „Dann glaube es!“ - „Ich werde veranlassen, dass man immer ein Gedeck auf dem Tisch für Ihn bereithalte“, entschied Timofej. Von diesem Tag an ließ er am Tischende den Ehrenplatz frei, davor einen großen Lehnstuhl und ein Gedeck auf dem Tisch. Auf die verständlichen Fragen seiner Frau entgegnete er nur, er müsse das eines Gelübdes

wegen so halten „für den vornehmsten Gast, der da käme“.

Timofej erwartete den Erlöser nicht nur an jenem Tag, nachdem er das Wort im Rosengarten vernommen hatte, sondern auch noch am dritten Tag und am darauffolgenden Sonntag und dann an jedem Feiertag. Bald war er ganz erschöpft vor lauter Unruhe, weil der Herr nicht kam. Dennoch ließ er nicht nach im Vertrauen, dass der Herr Sein Versprechen halten werde. „Tagtäglich bete ich: ‚Ja, komm, Herr!‘, und warte. Doch ich höre nicht die ersehnte Antwort: ‚Ja, Ich komme bald‘“, so gestand er mir. Ich wusste nicht recht, was ich dazu sagen sollte. Manches Mal dachte ich, mein Freund sei hochmütig geworden, und deshalb verwirre ihn eine trügerische Versuchung. Doch die Zukunft belehrte mich eines Besseren.

Das Christfest kam. Es war harte Winterzeit. Am Heiligen Abend kam Timofej zu mir: „Lieber Bruder, morgen erwarte ich den Herrn.“ Ich antwortete schon lange nicht mehr auf solche Aussagen, fragte ihn aber dennoch: „Was gibt Dir diese Gewissheit?“ - „Diesmal“, berichtete er, „sobald ich nur das ‚Komm, Herr!‘ gebetet hatte, geriet meine ganze Seele in Bewegung, und es klang in ihr auf wie mit Posaunenschall: ‚Ja, Ich komme bald.‘ Morgen ist Sein heiliges Fest - sollte Er mich nicht an diesem Tage besuchen wollen? Komm Du mit der ganzen Verwandtschaft zu mir, denn mir bebt die Seele vor lauter Furcht.“

„Timoscha“, sagte ich, „Du weißt, dass ich das alles nicht beurteilen kann. Auch erwarte ich nicht, den Herrn zu schauen, weil ich ein sündiger Mann bin. Doch weil Du unser Verwandter bist, werden wir zu Dir kommen ... Du aber, wenn Du mit Sicherheit einen so großen Gast erwartest, ruf nicht Deine Freunde zusammen, sondern suche nach einer Ihm wohlgefälligen Gesellschaft.“ - „Ich verstehe“, antwortete er, „ich werde sofort meine Knechte und meinen Sohn durch das ganze Dorf schicken und alle Verbannten einladen, die in Not sind und der Hilfe bedürfen. Sollte Gott mir die wunderbare Gnade erweisen, dass Er zu mir käme, soll Er alles, wie Er es geboten hat, vorfinden.“ - „Timofej“, entgegnete ich, „niemand vermag

alles, so wie Er es geboten hat, auszuführen! Das eine verstehst Du nicht, das andere wirst Du vergessen, das dritte wiederum vermagst Du nicht zu erfüllen. Doch tu', wie Du es in deiner Seele vernimmst. Wird der Herr kommen, so wird Er alles ergänzen, und solltest Du jemanden vergessen haben, den Er dabei haben will, wird Er ihn selbst herbeiführen.“

Als wir am Weihnachtstag mit der ganzen Familie zu Timofej kamen, war seine geräumige Stube voller Leute, die nach Sibirien verbannt worden waren: Männer, Frauen und Kinder aus verschiedenen Gegenden, Russen wie Polen und Bekenner des estnischen Glaubens. Timofej hatte alle armen Siedler versammelt. Die großen Tische waren mit feinen Leinendecken bedeckt und voll köstlicher Speisen. Die Mägde liefen hin und her und stellten Käse und Schüsseln mit Fleischpasteten darauf.

Schondämmerte es draußen. Es warniemand mehr zu erwarten, denn es hatte ein Schneegestöber begonnen, ein Stürmen und Wehen, als wäre der Jüngste Tag hereingebrochen. Nur ein Gast fehlte noch, der ehrenvoller war als alle anderen. Man hätte die Kerzen schon anzünden und sich zu Tische setzen müssen, denn es war ganz dunkel geworden, und wir alle warteten beim schwachen Licht der Lämpchen vor den Heiligenbildern.

Timofej ging bald umher, bald saß er, und befand sich augenscheinlich in quälender Unruhe. Seine ganze Zuversicht war ins Wanken geraten. Es schien sicher zu sein, dass der „große Gast“ nun doch nicht kommen werde. Er seufzte auf, sah mich traurig an und sprach: „Nun, lieber Bruder, ich sehe, entweder ist es Gottes Wille, mich zum Gespötte zu machen, oder Du hattest recht: Ich habe es nicht verstanden, all jene zu versammeln, denen Er begegnen möchte. Alles geschehe nach Gottes Willen; lasst uns beten und uns zu Tische setzen.“ Er trat vor das Heiligenbild und begann mit lauter Stimme: „Vater unser, der Du bist im Himmel“, und danach: „Christ wird geboren, lobsinget! Christ kommt vom Himmel, verkündet es, Christ ist auf Erden ...“

Sobald er aber dieses Wort ausgesprochen hatte, schlug plötzlich irgendetwas so fürchterlich

von außen an die Wand, dass alles zu wanken begann. Dann fuhr ein lautes Getöse durch den breiten Flur, und unversehens sprang die Stubentür sperrangelweit auf. Alle Leute erschrecken zutiefst, und viele stürzten zu Boden. Nur die Wagemutigsten blickten zur Tür. In der Tür aber stand ein uralter Mann, bekleidet mit schlechten Lumpen. Zitternd hielt er sich, um nicht zu fallen, mit beiden Händen an den Wandbrettern fest. Von hinten her aus dem Flur, der unbeleuchtet war, fiel ein geheimnisvoller heller Schein, und über die Schulter des Alten streckte sich eine schneeweiße Hand, die eine längliche, tönernen Lampe mit einem Flämmchen hielt. Draußen tobte das Schneegestöber, aber es brachte die Flamme nicht zum Flackern. Und diese Flamme schien dem Alten ins Gesicht und auf die Hand, auf der eine alte verwachsene Narbe zu sehen war, von der Kälte ganz weiß geworden.

Als Timofej den Alten erblickte, geschah das Wunder. Er schrie: „Herr, ich sehe ihn und nehme ihn in Deinem Namen auf. Du selbst aber gehe nicht bei mir ein, ich bin ein böser und sündiger Mensch.“ Damit verneigte er sich mit dem Antlitz bis zum Boden. Mit ihm zugleich fiel auch ich nieder vor Freude darüber, dass ihn die echte, christliche Demut durchdrungen hatte, und rief laut: „Christus ist mitten unter uns!“ Und alle antworteten: „Amen!“ Das bedeutet: „Es ist wirklich wahr!“

Nun brachte man Licht. Timofej und ich richteten uns vom Boden auf. Die weiße Hand war nicht mehr zu sehen, nur der Alte war

geblieben. Es war Timofejs Feind, sein Onkel, der ihn völlig zugrunde gerichtet hatte. Timofej nahm ihn an beiden Händen und setzte ihn auf den vornehmsten Platz. Dann begann der Alte mit knappen Worten zu berichten, dass er alles verloren habe: Familie und Reichtum. Er wanderte schon lange, um den Neffen zu finden und ihn um Verzeihung zu bitten. Er habe sich danach gesehnt, sich aber zugleich vor Timofejs Zorn gefürchtet. In diesem Schneegestöber habe er den Weg verloren und war dem Erfrieren nahe, er glaubte, nun sterben zu müssen. „Plötzlich jedoch“, erzählte er, „leuchtete mir irgendein Unbekannter und sagte: ‚Geh hin und wärme Dich an meinem Platze und iss aus meiner Schale‘, griff mich an beiden Händen, und so kam ich hierher.“ Timofej jedoch antwortete vor allen: „Ich, Onkel, kenne Deinen Begleiter. Das war der Herr, der gesagt hat: ‚Hungert Dein Feind, so speise ihn mit Brot; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser.‘ Setze Dich bei mir auf den vornehmsten Platz, iss und trink Ihm zur Ehre und bleibe in meinem Haus, wenn Du willst, bis zu Deinem Lebensende.“

Seitdem nun blieb der Alte bei Timofej, und sterbend segnete er ihn. Timofej aber fand für immer Frieden. So wurde er gelehrt, in seinem Herzen eine Krippe für den auf Erden geborenen Erlöser zu errichten. Und ein jedes Menschenherz vermag zu solch einer Krippe zu werden, wenn es das Gebot erfüllt: „Liebt eure Feinde, tut Gutes denen, die euch beleidigen.“ Dann wird Christus in dieses Herz eingehen und dort Wohnung nehmen.

*Wenn wir schwer in Nöten sind
und keine Hoffnung bliebe,
dann hilft uns das Loretokind
mit Gottesmacht und Liebe!*